

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

141 (19.6.1943) Beilage zum Pforzheimer Anzeiger



Mus Pforzheim

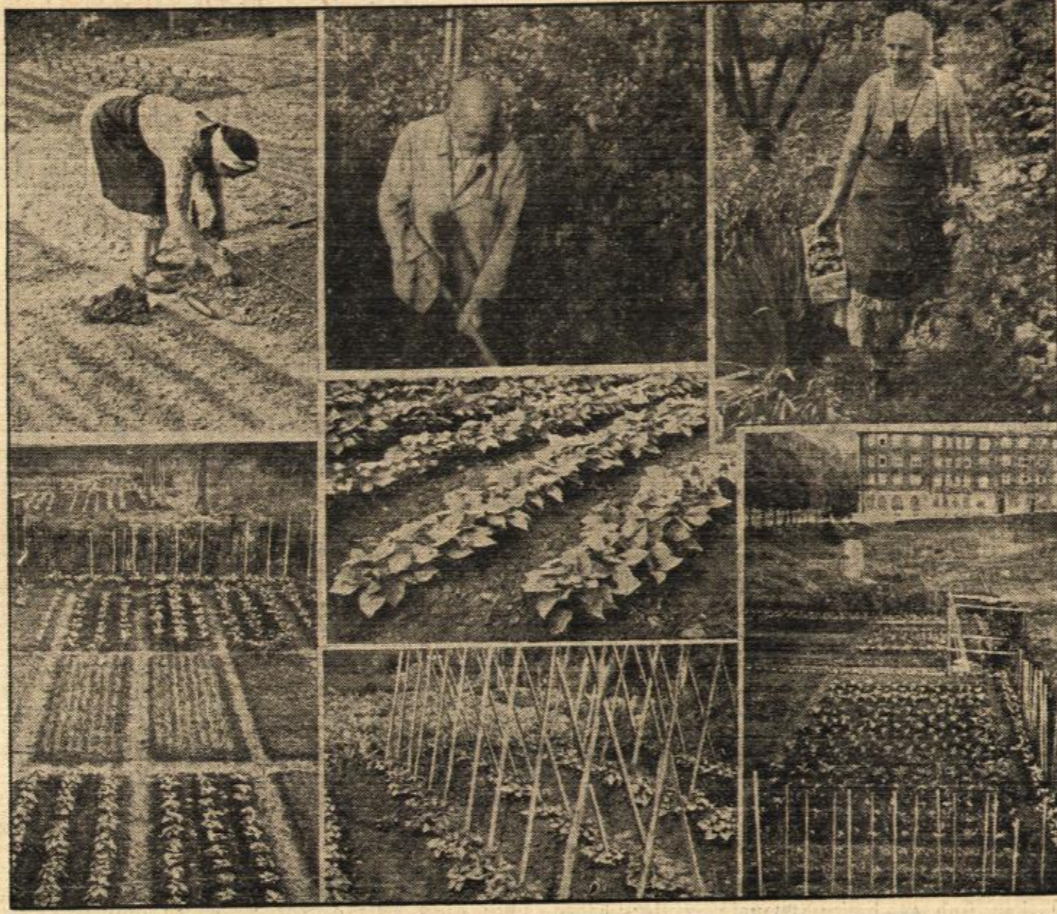
In den Gärten

Für die Gärten, die vielen kleinen Schrebergärten am Rande der Stadt, ist jetzt die große Zeit gekommen. Nicht als ob es in den Wochen und Monaten vorher an Arbeit und Pflege gefehlt hätte, o nein! Aber nun wächst, sichtbar von Tag zu Tag, auch der Lohn solcher Mühen heran. Mit dem Salat, den Radieschen und den ersten Erdbeeren hat es angefangen, man sieht jetzt häufig abends die fleißigen Selbstversorger mit Handtaschen und Körben heimwärts ziehen, oben drauf steckt meistens ein Bund Blumen, Rosen etwa, die heuer so üppig blühen und gedeihen wie selten in einem Jahr.

Auch beginnen die Gärten jetzt — bei schönem Wetter! — ein Paradies für die Kinder zu werden. Gewiß ist immer noch der Sandkasten in der Ecke, den ihnen Vater im letzten Urlaub sach- und sachgerecht angelegt hat, ein beliebter Spiel- und Zummelplatz. Aber nun lugen sie tagtäglich nach den Fortschritten an den Johannis- und Stachelbeersäulchen. Sehnsüchtig warten sie auf die Zeit der sommerlichen Reife, und so sehr sie sich ankämpft über die weiße und rosa Blütenpracht der Obstbäume freuen, wichtiger ist ihnen nun doch die hundertmal gestellte Frage, ob der Pfirsich- oder Apfelbaum auch in diesem Jahr wohl ordentlich tragen werde. Eifriger als sonst helfen sie den Müttern beim Jäten und Gießen der Gemüsebeete. Ihr kindlicher Verstand erkennt jetzt am fortschreitenden Wachstum der vielen Herrlichkeiten, daß sie bald zur vollkommenen Bereicherung des gedeckten Tisches beitragen werden.

Manchmal schafft zwischen den jungen Frauen und alten Leuten, die heute in erster Linie die Gärten betreten, ein Sog. Er ist in Urlaub und schaut er auch im Garten nach dem Rechten, hier ist sein kleines Stückchen eigenes Land, Heimat in ganz besonders fruchtbarer und fruchtgeheimem Sinne.

Besuch in den Pforzheimer Kriegsgärten



Schon immer war Pforzheim eine Stadt, die infolge der Naturverbundenheit ihrer Bewohner vielerlei eigene Gewächse in Gestalt von Gemüseanbau und Obst aller Sorten auf Gartenland großzog. Der Kameramann des „Anzeigers“ hat nun die Kriegsgärten am Stadtrand und auf den Höhen ringsum besucht. Überall gedeihen die Pflanzungen in wahrer Pracht. Viele Acker und Gartenbeete sind frisch angelegt worden. Auf ihnen eifern die städtischen „Neulinge“ den älteren erfahrenen Kleingärtnern nach. Nach der Parole „Kein Quadratmeter Boden darf ungenutzt bleiben!“ wurde im Frühjahr überall, bis hinein in die Vorgärten der Häuser gehackt, umgegraben und gepflanzt. Immer mehr reift jetzt sichtbar der Erfolg der Mühen heran, und die sommerliche Jahreszeit kündigt den Segen der Früchte an. — Unsere Aufnahmen zeigen in der oberen Reihe von links nach rechts: Eine Kriegerfrau, die ein Stück Ackerland im Stadtgebiet bearbeitet. — Grobster als algedienter Kleingärtner zwischen seinen Beerensträuchern. — Die „Ona“ verläßt ihr grünes Paradies mit einem Körbchen Erdbeeren. — Die untere Reihe zeigt Anpflanzungen auf frisch bebautem Gelände in der Nordstadt. Hier wurde ein ganzes Quadrat zwischen Straßen und Häusern, das ehemals zur Ablagerung von Schutt und Steinen diente, in fruchtbares Land verwandelt. Die vorbildlich angelegten Pflanzungen lassen ebenfalls erwarten, daß der Ertrag den vergessenen Schwelgen lohnen wird.

Aufnahmen: Ludwig Bischoff.

Hölderlin-Fest

Friedel Hinge sprach Verse des Dichters im DRS
Mit einer des großen Dichters, Sehers und Ausers würdigen Feier begann das Deutsche Volksbildungswerk Pforzheim den 100. Todestag Friedrich Hölderlins. Die bekannte Sprecherin Friedel Hinge aus Berlin erzielte wie eine Priesterin der unsterblichen Muse dieses Schönheitstrunkenen, gottsuchenden Schwabenjünglings. Sie vermittelte zunächst Gedichte, die des Dichters inniges Verhältnis zur Natur offenbaren und deren Gedankengänge in dem Satz gipfeln „Eins zu sein mit allem was lebt“. Dieses pantheistische Gefühl findet auch in der wunderbar großen und tiefen Rede des Empedokles Ausdruck und in den herrlichen Worten, die der Dichter den griechischen Reisen über den Sonnenuntergang sprechen läßt. Anschließend sprach Friedel Hinge meist dem lyrisch-elegischen Briefroman „Hyperion“ entnommene Zeugnisse von der Liebe des Dichters zu Diotima, der Frau, die Hölderlin liebte, „wie Götter lebten“. Liebe ist für ihn eine Tochter Gottes, und eine Trennung von dieser reinen Geliebten bedeutet ihm, den Gott in uns zu verraten. Nach der Trennung von Diotima kam für den ruhelosen, nach Ruhe suchenden Dichter eine Zeit schwerer seelischer und wirtschaftlicher Not, die sich klagend in den von Friedel Hinge hingebungsoll und eindringlich vorgetragenen Gedichten „Abendphantasie“ und „An die Parzen“ (Nur einen Sommer gönnt ihr Gewaltigen) wiederpiegeln. Es folgten vaterländische Gesänge, Hymnen der Spätzeit, wie „Der gefesselte Strom“, in dem der Dichter den Anruf Gottes erfährt, der visionäre „Gesang der Deutschen“, der heroische herrliche „Tod fürs Vaterland“. Mit dem Vierzeiler aus der Zeit der geistigen Umnachtung:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden“

schloß Friedel Hinge sinnvoll ihre Vorträge, deren einzelne Gedichtperioden sie mit erklärenden Worten zu verbinden und zu deuten mußte.

Des frühen Beethovens leidenschaftliche, sehnsüchtige Sprache umrahmte die Gesänge Hölderlins mit Sägen aus den Streichquartetten C-moll und D-dur, würdig dargeboten von dem unter der Leitung von Koncertmeister Mangelshoff stehenden Streichquartett des Städtischen Orchesters.

In tiefer Andacht verharrten die Hörer, die den Saal der Meisterschule füllten. Nach Schluß der Vorträge gaben sie ihrem Dank und ihrer Begeisterung durch tüchtigsten Beifall Ausdruck.

Wilhelm Heimer

Puppenpiel-Kunst bei AdZ

Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ hat einen Lebenswerten Zweig der Volkstümlichkeit, das Puppen-Theater, neu belebt. In dieser Woche gab die Handpuppenbühne „Roselland“ im Melanchthonhaus, im Refektorium und im Nachbarort Gillingen Gastspiele, die alle Erwartungen übertrafen. Der Herrmeister ohne Netz, dieser abgefeimte Spitzhuhn, und die gleichgewichtig dramatisch zugespitzte „Sage vom Freischütz“ sagen keine und große Zuschauer in ihren Bann. In dem meisterhaften Spiel mit seinem tiefen Inhalt verstand es Kapelle, alle Herzen für den Sieg des Guten zu entflammen, zu dem er sich nicht scheute, auch die modernsten Waffen wie „MG“ und „Stuka“ einzusetzen. Der durch und durch ihrem Spielstand durchdrungenen kleinen Truppe gehörte der herrliche, demoralisierende, hingebende Arbeit im Dienste der Entspannung, die das Puppenpiel in der besten Weise bot.

Feiertage in Zönen

Ammer Reuss und Schönes für unsere verwundeten Soldaten zu finden, das ist die Aufgabe des Lagerleiters. Diesmal war im Refektorium Hinderburgschule die Gesangsgruppe „Ella“ eingeladen. Frau Hartes, Frau Lebel, Fel. Weis und Fel. Höge sangen aus dem Schatz leichter klassischer Musik: „Ständchen“ von Strauss, aus dem „Waffenmarsch“, eine Arie aus „Figaros Hochzeit“. Das Rülke-Weiß-Duet bot Volkslieder und einen Matrosentanz. Sehnsüchtig erlangten „Gitarren am Meer“, von Fel. Schorlemer gesungen, dazuwischen das Lied der napoleonischen Straßensänger, ferner wurde von den „Schiffen der Freiheit“ gesungen und von dem „Bismarck“ blühenden „Flieder im Steinerling“ erzählt. Zur Abwechslung fürs Auge erstand hier und da ein ungarischer Tanz im Kostüm. Am Flügel begleitete Fel. Heibeger, während Fel. Egert die Anlage in Versen vortrug. Begeisteter Beifall der Bewunderten dankte für die tönende Feiertage.

Steuerermäßigung für uneheliche Kinder

Eine amtliche Neuregelung
Die Steuerermäßigung für Kinder wird auch gewährt, wenn es sich um uneheliche Kinder handelt, für die der Steuerpflichtige finanziell eintritt oder wenn sonst eine Lebensangelegenheit vorliegt. Voraussetzungen sind, daß das Kind das 25. Lebensjahr nicht vollendet hat und daß es über, wie es auf Kosten des Steuerpflichtigen unterhalten und erzogen oder für einen Beruf ausgebildet wird. Bisher war bei der Veranlagung zur Einkommensteuer vorgegangen, daß die Steuerermäßigung bei Kindern, die weder eheliche Abstammlinge oder eheliche Stiefkinder oder Adoptivkinder noch für ehelich erklärte Kinder des Steuerpflichtigen sind, 75% einseitig der Einkommensteuer 1938. März je Kind nicht überlassen durfte, wenn der Steuerpflichtige ohne die Gewährung der Kinderermäßigung in Steuergruppen 1 oder 2 fallen würde. Da jedoch die Kinderermäßigung nach dieser Regelung zu einer Steuerermäßigung führen kann, die im Verhältnis zu den tatsächlich angeordneten Kosten des Steuerpflichtigen in einem groben Mißverhältnis steht, hat der Reichsfinanzminister mit Wirkung ab 1. Januar 1943 eine Neuregelung angedacht. Die Kinderermäßigung wegen Kostenübernahme darf danach nunmehr die tatsächlichen Aufwendungen für Personen, die weder eheliche Abstammlinge, eheliche Stiefkinder oder Adoptivkinder noch für ehelich erklärte Kinder des Steuerpflichtigen sind, nicht übersteigen. Es ist Vorfrage getroffen, daß dieser Grundhalt auch bei den Lohnsteuerpflichtigen zur Anwendung kommt.

Neue Briefanschrift der Post mitteilen!

Die Deutsche Reichspost macht darauf aufmerksam, daß Volksgenossen, deren Wohnungen durch Feinde in Verfallung übergeben oder zerstört worden sind und die deshalb an der Arbeitsbeschäftigung teilnehmen, ihren bisherigen Adressatenschilder sobald als möglich ihre neue Anschrift mitteilen und dabei angeben müssen, wie die für sie noch unter der alten Anschrift eingehenden Sendungen behandelt werden sollen.



Freizeitlager der Ortsjugendwarte

Wieder hatte die Kreisbauernschaft Karlsruhe ihre Ortsjugendwarte zu einem dreitägigen Freizeitlager nach der Arbeitsruhe bei Herrenalb einberufen, um ihnen das nötige Maß an Erholung zu verschaffen. Höhepunkt des Freizeitlagers bildet der Besuch des Kreisbeauftragten für das Berufserziehungswerk Dr. Lott. Er betonte besonders, daß die Landarbeit heute zur Jugendbildung erhoben und jeder in der Landwirtschaft tätige Jugendliche verpflichtet ist, nach einer in zwei Abschnitten gegliederten Lehre seine Prüfungen abzulegen. Kreisjugendwart Engel stellte u. a. die Bedeutung des Arbeitsbundes heraus, dessen Führung für jeden Landarbeiters Pflicht ist.

Keine Weitergabe von Kraftstoff!

Eine Klarstellung zum roten Winkel
Wie zur Kenntnis des Reichsverkehrsministers gelangt ist, werden Anträge auf Zulassung zur Weiterbenutzung von Kraftfahrzeugen häufig darauf gestützt, daß eine besondere Kraftstofferteilung für das Fahrzeug nicht in Anspruch genommen werde, die Kraftstoffe vielmehr von anderer Seite, z. B. vom Auftraggeber der Fahrten, gestellt würden. Der Reichsverkehrsminister bemerkt dazu, daß

Heute letzter Sammeltag!

Für Dich nur alte Lampen
Im Kriegseinsatz aber **wertvollster Rohstoff**
also heute noch alles Entbehrliche heraussuchen und abliefern zur Spinnstoff- u. Schuhsammlung 1943!

eine derartige Weitergabe von Kraftstoff durch einen Bezugsberechtigten an einen anderen Kraftfahrzeughalter, worauf auch der Reichsverkehrsminister wiederholt hingewiesen habe, nach den Bestimmungen über die Verbrauchsregelung von Kraftstoffen unzulässig ist. Der Kraftstoff ist vielmehr in so hohem Grade kriegerisch, daß die Kraftstofferteilungsstellen unbedingt eine Kontrolle über die Verwendung der ausgegebenen Mengen haben müssen. Dementsprechend kann auch die Zulassung zur Weiterbenutzung grundsätzlich nur für solche Kraftfahrzeuge in Frage kommen, für die Kraftstoff unmittelbar durch die für das betreffende Kraftfahrzeug zuständige Stelle ausgeteilt wird. Der Reichsverkehrsminister ersucht mit Ertrag die Verwaltungsberechtigten, bei der Entscheidung über Anträge auf Weiterbenutzung von Kraftfahrzeugen hiernach zu verfahren.

** Jeder die Ausgabe der Reichsverkehrsminister für Speisefette an die minderbemittelte Bevölkerung erklärt der Oberbürgermeister in dieser Nummer eine amtliche Bekanntmachung.

Pforzheimer Stadttheater

Heute Rigolotto für Samstag-Mitte. — Bei günstigem Wetter findet heute die Eröffnung der Frühlingsfestspiele statt mit der Erstaufführung des Lustspiels „Das Strohklein“ oder „Was sich liebt, das heißt sich“ von Otto C. A. zur Redden. Wiederholungen am Sonntag 15 und 18 Uhr.
Am Sonntag 19.30 Uhr im Stadttheater Operette „Die Reife nach Budapest“.

Rundfunk am Samstag:

Reichsprogramm: 12.35—12.45: Bericht zur Lage. — 16—18 Uhr: Bunter Samstag-Nachmittag. — 18.30—19: Zeitgespräch. — 19.15—19.30: Frontberichte. — 20.15—21.00: Aus Film und Operette. — 21.30—22: Kleines Konzert. — 22.30—24: „Früher Ausklang“ mit dem Deutschen Tanz- und Unterhaltungsorchester.

Rundfunk am Sonntag:

Reichsprogramm: 9—10: „Unser Schatzkästlein“. — 11—12: Aus Oper und Konzert. — 12—12.30: Lieber zum Mittagessen. — 12.40—14: Das deutsche Volkstheater. — 14.30—15: Albert Florath erzählt Märchen. — 15—15.30: Musik aus bunten Filmen. — 15.30—16: Hans Bunn spielt auf. — 16—18: „Feldpost“. — 18—19: Kabatta dirigiert Reichsorgelkonzert. — 20.15—21: Aus Film und Operette. — 22.30—24: „Sommerabendsmusik“.

Deutsches Landfunkprogramm: 8—8.30: Bach, Dittler, David (Hamburger Orgelkonzert). — 10.10—11: „Sommerabend in der Heimat“. — 11.15—11.55: Unterhaltung mit Erich Pfeiffer. — 15.30—15.55: Lieb- und Kammermusik. — 18 bis 19: Bunte Unterhaltungsmusik. — 20.15—21: „Musikalische Kostbarkeiten“ von Beethoven bis Schubert. — 21—22 Uhr: Josef Haydn (u. a. aus „Singspielen“, Zeitung: Krauß).

Wer schimpft, hat Unrecht

Jedem das Seine! - Mangelware ist und bleibt Mangelware

Wenn wir von den unvorstellbar schweren Leiden der weitestgehenden Bevölkerung und von ihrem Ausbleiben unter Bedingungen, die nur noch mit denen in vorbertriebener Linie der Front verglichen werden können, hören und wenn wir dann unsere eigenen alltäglichen Nöte daneben halten, so schrumpft vieles, ja alles zu einem Nichts zusammen. Nur wer sich bei uns über dieses Verhältnis der Dinge im Leben der Heimat keinerlei Rechenschaft ablegt, kann in die Verführung kommen, durch sein Verhalten einen negativen Beitrag zu dem Kapitel „Stimmung der Heimat“ zu leisten.

Inferen Frauen ist gewiß ihr Teil in diesem Kriege, der immer totaler wird, aufgebürdet. Denken wir nur einmal an diejenigen, die heute in der Rüstungsarbeit ihre Pflicht erfüllen und daneben noch die Tour der täglichen Einkäufe zurücklegen haben. Die begrenzten und zugleich lebenswichtigen Mangelwaren der jetzigen Jahreszeit sind Gemüse und Obst. Wir erinnern uns, welche heißen, mitunter sogar tränenerfüllten „Schlachten“ in den Sommermonaten der beiden vergangenen Jahre auf den Wochenmärkten um diese lebenswichtigen Vitaminpenden geschlagen wurden. In der Zwischenzeit wurden auf diesem Gebiet Regelungen getroffen, die für Erzeuger und Verteiler bindend sind und die Interessen der Verbraucher weitgehend schützen.

Inbesondere diejenigen, deren Einkaufsmöglichkeiten beschränkt sind, sollen und müssen den Schutz der auf dem Verteilerwege mit Hilfe der Mangelwarenausweise und der Kundeneinträge getroffenen Vorkehrungen genießen.

Mangelware ist und bleibt Mangelware, die nun einmal nicht in dem Maße, wie es der Hausfrau mit einer großen Familie begehrlicherweise wünschenswert erscheint, zur Verteilung gelangen kann. Und was die Gerechtigkeit im Verteilungswege betrifft, so weiß jedermann, daß sie natürlich umso unvollkommener zur Auswirkung gelangen wird, je knapper eine Anlieferung erfolgt, wie z. B. zur Zeit mit Erdbeeren und Kirschen. Hier wird der Verteiler auch bei gutem und bestem Willen immer einen schwächeren Stand haben, auch wenn er sich noch so sehr um einen Ausgleich der — an sich berechtigten, aber doch nicht alleseit erfüllbaren — Ansprüche seiner Kunden bemüht.

Ein dreistes Sprüchlein.

Nun erleben wir es leider, daß die Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten, die das Mangelwarensystem ständig begleiten, die und da noch in einer Weise gesteigert werden, die die Stimme der Vernunft zu einer nachdrücklichen Klage hervorrufen. So ereignete sich unlängst in einem Ladenbesuch ein unschöner Anfall, der gewiß als Ausnahmeseiende nicht überschätzt werden darf, aber doch gewisse Merkmale trägt, die angeprangert zu werden verdienen. Eine Frau, die in dem Geschäft irgendwelche Einkäufe tätigte, sah, daß einer andern Kundin Erdbeeren verkauft wurden. Die Frage, ob auch sie Erdbeeren haben könnte, wird der Frau niemand verweigert. Aber auch die Gegenfrage der Verkäuferin nach dem Kundenauftritt und Mangelwarenausweis bestand in Ordnung. Die Frau, die in dem Geschäft nicht als Stammkundin bekannt war, konnte — oder wollte? — heides nicht vorweisen. Sie erwiderte vielmehr noch bevor ihr eine Abgabe überhaupt erteilt war, recht ungezogen: Sie hätte es sich ja schon denken können, daß für sie keine Erdbeeren verkauflich seien. Die Verkäuferin blieb trotzdem nett und fragte die Kundin, wo sie denn ihren Kundeneintrag für Gemüse und Obst seinerzeit vorgenommen habe und ob sie dort noch nicht bedient worden sei. Jetzt legte die Frau, die jeder Frage auswich, ohne weiteres los: Es sei überall das gleiche, und sie sehe es ja hier mit eigenen Augen, daß die Erdbeeren nur an „Damen mit Gütle“ (vorgefertigter Ausdruck in Pforzheimer Mundart, der auf gutgeleitete Vornehmheit hindeuten soll. — Schriftl.) veräußert würden. Sie hätte drei kleine Kinder zu Hause und wolle jetzt auch ihre Erdbeeren haben, und wenn sie ihr nicht gleich an Ort und Stelle verkauft würden,

so müßte sie schon, an welche Stelle sie sich zu wenden hätte. Dort würde sie die Ladenbesitzerin anzeigen. Die Ladenbesitzerin war inzwischen hinzugekommen und gab der Kundin eine Erwiderung, die unseres Dafürhaltens sowohl in korrekter Hinsicht wie auch nach der belehrenden Seite als vortreffliches Beispiel gelten kann. Sie sagte zu ihr: Liebe Frau, die Erdbeeren habe ich in erster Linie für meine eingetragenen Kunden bekommen, aber auch Ihnen hätte ich jetzt Erdbeeren verkauft, ohne daß Sie bei mir eingetragene sind. — weil ich nach Ihren Worten annehme, daß Sie noch nirgendwo welche bekommen haben. Da Sie aber auch Ihren Mangelwarenausweis nicht vorzeigen und mir statt dessen drohen wollen, so bedaure ich, Sie ohne Erdbeeren fortgehen zu müssen! — Diese „Kundin“ hat sich selbstredend den Weg zu der von ihr zitierten Dienststelle erbart, und sie hat bestimmt geklagt warum. Wir vermuten aber, daß sie ihren Gang in andere Geschäfte fortgesetzt und ihr Glück mit dem dreisten Sprüchlein auf den Lippen wiederholt versucht haben wird — hoffentlich ohne Erfolg.

Trick auf dem Wochenmarkt.

Ein anderer Fall kann vielleicht dazu dienen, das soeben Geschriebene noch ein wenig tiefer zu erschellen. Auf dem Wochenmarkt wurde im vergangenen Sommer eine Frau ertrapt, die sich auf Kosten der mehr oder weniger geduldi abgehenden Mangelwarensachen den Einkauf einige Male mit einem bemerklichen Trick erleichterte. Sie hand jedesmal weit hinten in der Reihe der vor den Gemüßständen Wartenden und stimmte ein lautes Klagen an, das in dem Ausruf endete: Sie sei Mutter von vier kleinen Kindern und befürchte das Schicksal, was sich in ihrer Abwesenheit daheim ereignen könne, wenn sie stundenlang anstehen müßte. Ihr Vorkind war von so machtvoller Stimme durchdrungen, daß sowohl alle übrigen Hausfrauen ringsum wie auch die Verteiler am Marktstand tief beeindruckt es nicht zu beanstanden vermochten, daß die Frau jedesmal ihren Ausweis als kinderreiche Mutter „vergessen“ hatte. Sie bekam vor allen übrigen, die da auf Blumenkohl, Salat und andere schöne Grünsachen warteten, ihr Recht so reichlich erfüllt, wie man es einer kinderreichen Familie nur gönnen kann. Eines Tages jedoch fiel die wehklagende Mutter einem Polizeibeamten auf, der die Frage nach einem Ausweis handhaft wiederholte und zuletzt herausbekam, daß diese Frau — kinderlos ist und allein für ihren Mann und sich zu lochen hat. Während also Sondere von Frauen, deren Männer an der Front stehen und die zuhause wirklich kleine Kinder warten lassen müssen, diszipliniert in der Schlange ausbleiben, bis eine jede von ihnen an der Reihe war, bedient zu werden, oder bis sie den ausverkauften Stand verlassen mußten, war diese Volksgenossin zu wiederholten Malen so schamlos, sich unter ganzlich falschen Angaben einen Vorteil zu verschaffen. Das war denn doch ein starkes Stück.

In diesen beiden vereinzelt dastehenden Beispielen, so trüb sie einen auch ammuten, braucht man jedoch noch keine Symptome zu erblicken. Ein Gemeinwesen, in dem wie in Pforzheim viele Jehntausende sich täglich in die Kriegsmäßige Ordnung fügen, läßt ganz naturgemäß immer wieder einzelne unangenehme Ausfälle. Mit dieser Schilderung sollte nur einmal wieder gezeigt und erwiesen werden, woran man sie am leichtesten erkennt. Die Außenseiter: Wer am lautesten schreit, ist stets verdächtig — oder wie ein neues Sprüchlein sagt: Wer schimpft, hat Unrecht! — Diese Volksgenossen erkennen, heißt aber zugleich auch, sich ihrer wirksam erwehren und rasch mit ihnen fertig werden. Das ist im Einzelfalle schon wichtig. Denn diese Amoralisten, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, verletzen eben doch der Stimmung in der Öffentlichkeit manchen Dolchstoß in die Rippen. Sie verderben gute Namen oder strapazieren Nerven, die schon in Mitleiden gezogen sind, und erschweren allüberall, wo sie gebildet werden, das Leben im Kriege, das ohnehin schon schwer genug ist.

Die goldene Geige

Roman von Brunnhilde Hofmann

Alle blühten eine Weile schweigend über das Panorama hin, das sich vor ihren Augen ausbreitete. Blühende Gärten über sonnigen Hügel, und in ihrer Mitte die alte, kunstreiche Stadt.

„Könige“, sagte Francesca's dunkle Stimme mit großer Innigkeit.

Robert wandte sich ihr zu. „Könige... ist Ihre Heimat, Signora?“

Sie nickte, ohne den Blick abzuwenden. „Si... unsere Heimat“, bestätigte Cosimo. „Wir lieben sie beide.“ Seine müden, schwermütigen Augen leuchteten unter den langen Wimpern auf, erlösen aber ebenso rasch.

Dann sprach man über Deutschland, über deutsche Musik, und Graf Thorn fragte, ob Robert von Hause gehört habe.

„Vielleicht kommt mein Vater in einigen Wochen her“, berichtete Robert. „Er hat es vor... sobald er sich Ferien nehmen kann.“

„Ihr Vater“, fragte Francesca und nahm eine von den Zigaretten, die Robert anbot. „Ist er Arzt?“

„Ja, Verbenarzt.“

„Ich ja“, antwortete sie schnell. „Ich höre davon. Marchese di Thorn erwähnte es einmal. Professor Marquart.“

„Ganz recht“, bestätigte Thorn. „Ihm verdanke ich es, daß ich hier sitze, noch auf dieser schönen Welt handle und sie mit Besessenen versehen helfe.“

Damit stand er auf und ging in den Saal, durch den das violette Abendlicht seine ersten Schatten zog. Man sah ihn zum Flügel gehen und dort die Kerzen entzünden, die in zwei prächtigen alten Leuchtern rechts und links vom Notenständer aufgestellt waren. Elektrische Beleuchtung gab es nicht in der alten Villa, das nur noch die wenigen Räume beherrschbar waren, die Thorn innehatte. Außer dem Saal noch ein Schlafzimmer von gleichfalls laudativen Ausmaßen, und an der anderen Seite ein Arbeitszimmer, das kleiner war, aber dafür den Vorzug hatte, sich heizen zu lassen.

Francesca folgte der flüchtigen Aufforderung des Gausfers, sie verließ die Terrasse und trat in den Saal, ging zum Flügel und blieb dort stehen. Das Licht der Kerzen umspielte ihre schmale, hohe Gestalt, den reinen und schönen Umriß ihres über die Geige geneigten Kopfes. Sie begann das Instrument zu stimmen. Cosimo redete seine langen knochigen Glieder träge aus dem Sessel empor und ging, gebückt, wie er sich meist zu halten pflegte, Francesca nach. Er setzte sich an den Flügel. Thorn kam zu Marquart zurück und ließ sich schweigend in seinem Sessel nieder. Er zündete sich eine Zigarette an und sah mit dem ihm eigenen abwesenden Blick in die Abenddämmerung hinaus, die sich rasch in eine blaue Nacht mit einem verschwenderischen Reichum tief leuchtender Gestirne verwandelte.

Von innen drangen die ersten Töne des Präludiums von Rigo zu ihnen heraus. Eine Ehrung des deutschen Geistes? Vielleicht. Dann setzte die Geige ein mit einer Kraft und Präzision, die Robert dieser leichten Frauenhand kaum zugezogen hätte. Die Geige beherrschte alsbald die Melodie, die etwas Selbstisches hatte, aber sie sang auch von der gebängelten Leidenschaft eines tragischen Herzens.

Die beiden Männer auf der rotemponnenen Terrasse unter dem Licht der Sterne lauschten gebannt. Thorn hatte sich halb abgewandt, er blickte auf die zornhafte Landschaft und atmete schwer. Tat ihm dies gut? Überlegte Robert. Des Aufwühlens des verführerischen Empfindens? Robert war zu sehr Sohn seines Vaters, des Arztes, um solche Erregung nicht anzufühlen.

Robert dachte nach Hause, dorthin, woher Thorn vor einigen Monaten erst gekommen war. Und er dachte plötzlich an Edith, das blonde, herbe Mädchen, das den Regen liebte. Konnte man sich in der düsternen Nacht des Südens plötzlich und sah nach dem sanften Silbergeriesel der nebelumponnenen Nordflüsse sehnen?

Die Klänge des Finales standen stolz und feierlich in der Stille der Nacht. Robert drehte sich um und sah zum Flügel hin, wo Francesca die Geige niederlegte. Auch sie wandte sich um, das Licht war hinter ihr, sie kam langsam heran. Das sah ihn, Robert, nicht an? Dieser geachtete Blick lag wie ein Mann auf ihm, er vermochte sich nicht zu rühren. Thorn aber erhob sich, er ging Francesca entgegen, nahm ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Schweigend. Auch Robert richtete sich jetzt langsam auf. Er mußte etwas sagen, die schwere Stille durchbrechen.

„Ich habe keine Worte für das, was dies Erlebnis mir gab“, sagte er leise, fast unbedeutend.

Das entsprach der Wahrheit, und Francesca lächelte es zu fühlen. Sie hörte auch seine Scherzhaftigkeit heraus. „Gemeint?“ fragte sie leise, auf deutsch. Mehr als alles andere kann Musik es wachen. Ich weiß das wohl, Signor Roberto.“

„Es ist nicht das allein“, sagte Robert. „Camillo di Cosimo schenkte mir. Thorn goß Wein in hohe, schimmernde Gläser. Er hatte ein Windlicht auf dem Tisch angezündet. Sie tranken. Dann setzte sich Francesca auf den Liegestuhl, auf dem Robert sie im Schlaf gesehen hatte.“

„Signor Roberto hat mir versprochen“, sagte sie plötzlich, „auch etwas für uns zu spielen.“

„Ja“, sagte Thorn, „das muß er halten. Er spielt sehr gut.“

„Nach diesem?“ fragte Robert ablehnend. „Aber dann ging er doch zum Flügel, blies die Kerzen aus und setzte sich an das Instrument. Eine schlichte, silbernen anklingende Melodie erklang: „Willst du dein Herz mir schenken...“ Nichts aber konnte stärker wirken im Nachhall der großen Komposition als diese volkstümliche Melodie, umrankt von der klingenden Reinheit Bachscher Variationen. Niemand wachte, für wen er dies spielte, wessen Gedanken mußte, als auf oder Abschied. Robert Marquart dachte an den leise rieselnden Regen des Nordens.

Als er gesendet hatte, spürte er, daß jemand neben ihm im Dunkel des Saales stand.

„Das war wunderbar“, hörte er Francesca sagen. „Sie haben wunderbar, hörte er Francesca sagen. Sie nahm Robert bei der Hand und führte ihn auf die Terrasse zurück.“

Cosimo zog eine flache goldene Uhr aus der Westentasche und sah nach der Zeit.

„Dieci e mezzo“, murmelte er, „halb elf.“

„Ja, wir müssen gehen“, stimmte Francesca sofort zu. „Signor Camillo muß zur Bahn.“

„Ihr Vahn?“ fragte Thorn, aus seiner Verwunderung erwachend. „Wieso zur Bahn? Sie wollen verreisen?“

„Ja“, erwiderte Cosimo, und seine Stimme hatte eine neue Färbung; es klang wie ein Lächeln darin. „Ich will meine kleine Tochter besuchen. Sie lebt bei meiner Schwester in Lodi. Sie hat morgen Geburtstag. Ich bleibe für einige Tage dort.“

„Gute Nacht“, sagte Thorn. „Thorn redete sich auf. „Dann fahren Sie also zu ihr“, sagte er, und Robert spürte, daß er an sein eigenes Kind dachte, das er zugleich mit der Mutter verloren hatte. „Ich würde es gar nicht, daß Sie eine Tochter haben.“ Er sah Cosimo aufmerksam und fast neugierig an.

„Sie heißt Dusa“, erzählte der Impresario, und aus seiner Stimme klang leiser Stolz. „Sie ist acht Jahre alt. Ihre Mutter starb bei ihrer Geburt, als ich weit weg war, auf einer Tournee in Frankreich.“

„Ja, erwiderte Thorn leise. „Ich verstehe, verstehe.“ Er reichte dem Pianisten die Hand. „Ich wünsche Ihnen eine gute Reise.“ Dann nahm er von einem der Sessel Francesca's Umhang, ein leichtes Gebilde aus Schwanzflaum und Spitzen, und legte ihn ihr um die Schultern.

Sie stiegen alle in den Garten hinunter, in die mondhele Nacht. Robert ging als letzter. Unterwegs sah er, daß Thorn sich niederbeugte und einige Rosen brach. Er wird sie Francesca zum Abschied geben, dachte er.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kirschenwunder / Von Ralph Urban

„Kinder“, sagte Tante Beria zu ihrem Neffen Fritz und der Nichte Elise. „Lacht euch ja nicht einfallen, von diesem Kirschenwunder zu reden. Es trägt heute zum erstenmal, und Onkel Albert ist sehr heikel darauf. Er zählt täglich die Kirschen nach, jetzt sind es dreißig, einige haben schon die Vögel gefressen.“

Der junge Kirschenbaum stand im Garten des Landhauses, in dem die Geschwister bei Onkel und Tante als Wochenendgäste weilten. In den Ästen hingen neben den blauen großen Kirschen zahlreiche Bänder, die zur Abschreckung der geschädigten Vögel dienen sollten.

„Sind die Kirschen schon reif?“ erkundigte sich Fritz nachlässig.

„Reif“, erklärte Tante Beria, „aber ich glaube, der Onkel wird sie noch einige Tage oben lassen. Worauf sie wieder ins Haus ging, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Es war Sonntag morgen, und zu Ehren der kleinen Gäste sollte ein besonders gutes Mittagessen feigen.“

Die Kinder spielten rüdwärts im Garten. Nach einer Weile erschien Onkel Albert in der Haustür. Er hatte den dunklen Sonnenschirm an, von dem sich sein weißer Spitzhut leuchtend abhob. Der alte Herr schnupperte und sog die Wohlgerüche von Zwiebeln und gebratenem Fleisch ein, die sich von der Küche her bemerkbar machten. Dann ging er langsam in den Garten, und zwar geradezu auf sein Lieblingsbäumchen zu. Zählte die Kirschen, es waren noch immer 23 Stück. Sie fühlten sich fest und saftig an. Onkel Albert kämpfte einen kurzen, aber schweren Kampf.

„Ach was“, sagte er nach dem Sieg über sich selbst, „man darf nicht kleinlich sein. Die Kirschen sind gerade der richtige Nachtisch, wenn die Kinder zu Besuch da sind.“ Und schon nahm er den Hut vom Kopf und erntete mittels dieses Behälters die Kirschen. Dann begab er sich damit ins Haus und nahm aus der Korbzucht im Speisezimmer einen Teller, auf dem er die Früchte in schöne Ordnung brachte. Dieser Nachtisch sollte eine Lieberausung sein, weshalb der alte Herr die Kirschen in das Zimmer trug, in dem die Kinder geschlafen hatten, und sie dort auf eines der Betten stellte. Dierauf legte er in den Garten zurück und rief die Kinder. Dann ging er mit ihnen in die Ortschaft, wo geftern ein Mummelplatz mit Karussell, Schaulust und anderen erfreulichen Dingen für junge Herzen aufgestellt worden war.

Nach zwei Stunden kehrte man nach Hause zurück. Es war noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Essen. Während die Kinder ums Haus herum einander nachliefen, schlenderte Onkel Albert in den Garten. Da er die Kirschen geerntet hatte, wollte er nun auch die am Baumchen als Vogelscheuchen angebrachten Tuschbüsche entfernen. Plötzlich aber bemerkte er den Schrittl, seine Augen weiteten sich vor Staunen. Das Baumchen hing voll Kirschen.

„Eins, zwei, drei...“ begann er zu zählen, während Schweisptropfen auf seine Stirn traten.

„Ach Gott, ach Gott“, stöhnte er, als er bei drei-

undzwanzig angelangt war, und bedeckte seine Augen mit den Händen. Eine Weile blieb er regungslos so sitzen, dann schaute er nochmals und ging gesenkten Hauptes ins Haus, wo er sich in jenes Zimmer begab, in dem der Teller mit den Kirschen auf dem Bett gestelt zu haben glaubte. Nichts, weder Kirschen noch Teller.

Der alte Herr nickte einmalmal schmerzhaft und irrte sich langsam über die Stirn. Dann ließ er sich auf einen Stuhl sinken, schloß die Augen und rief: „Beria, Beria!“

Gleich darauf hörte er die Stimme seiner Frau: „Was ist los?“

„Beria, komm rasch!“

„Reißt dir etwas?“ meinte die Frau bestürzt, als sie das Zimmer betrat.

„Ich glaube, ja“, nickte der Mann traurig. „Viel leicht läßt du den Arzt rufen, denn ich fürchte, es ist nicht mehr richtig mit mir. Ich spüre jetzt auch so einen merkwürdigen Druck im Kopf.“

„Schöne Sachen“, sagte Frau Beria und versuchte ihre Verwirrung hinter einem kramphastigen Lächeln zu verbergen. „Allo gleich ins Bett, dann wollen wir schon sehen, ob es nicht besser wird.“ Und schon öffnete sie dem Mann den Kragen.

„Es hat mit den Kirschen angefangen“, sprach Onkel Albert mit bebender Stimme.

„Was, Kirschen?“ fragte die Frau rasch und hielt in ihrer erfindenden Beschäftigung inne.

„Ich bildete mir ein“, sagte er langsam, „heute morgen die Kirschen gepflückt zu haben. Und jetzt hängen wieder alle dreißig an dem Baumchen.“

„Du meine Güte“, rief Frau Beria, „von dir wurden sie also gepflückt? Als ich früh in dieses Zimmer hier kam, sah ich auf dem Bett von Fritz den Teller mit den Kirschen. Ich dachte natürlich, die Kinder hätten es trotz meines Verbot und ohne dein Wissen getan. Und da ich weiß, wie heikel du darauf bist, habe ich sie all wieder am Baumchen angehängen, damit du dich nicht aufregst und damit es keinen Krach an diesem schönen Sonntag gibt. Aber da sieht man wieder, was ihr Männer für Sophochonder seid.“

Worauf Onkel Albert sofort gesund war und noch rasch vor dem Essen die Kirschen zum zweitenmal erntete. Als die Kinder dies bemerkten und ihm helfen wollten, ließ er sie jedoch nicht heran, denn sie brauchten nicht zu wissen, daß die schönen Früchte mittels Bindfäden besetzt waren.

Verschiedene Wirkung

Bei der Gastafel bewunderte der alte Wranzel die garten Hände einer Prinzessin, die neben ihm saß.

„Es kommt auf die Hautpflege an“, sagte die Prinzessin. „Ich trage des Nachts immer toid- leberne Sanddornöl.“

„Das nimmt mich doch wunder“, erwiderte der Reichmarschall. „denn ich trage stets wildleberne Reithosen und habe ein Gefäß wie 'n Reideisen!“

Vermischte Nachrichten

Der 50 Jahre alte Karl M. aus Stuttgart wurde vom dortigen Amtsgericht wegen leichtfertiger falscher Imitation und Abber-Abgabe von 150 Mark Geldscheinen verurteilt; nur der Umstand, daß er erheblich körperbehindert ist, schützte ihn vor einer Freiheitsstrafe. M. hatte seine junge Nichte, die als Postfachbesitzerin Dienst tut, in einem Schreiben an die Reichspostdirektion aus Gefühligkeit besichtigt, staatsfeindliche Aeußerungen getan zu haben. Neben sonstigen ihre Familie betreffenden Bemerkungen war von ihm der Sachverhalt über behauptet worden, sie sei ungeschicklich ihrer Anstellung bei der Post in einer Scheinbeurteilung dem Postamt vorzuziehen, nur notdürftig beiseite, als „Dame ohne Unterleib“ öffentlich aufgetreten. Statt der von ihm erhofften Entlassung seiner Nichte bei der Post mußte der raschigliche Untel nun selbst die Folgen seiner gemeinen handlungsweise tragen.

Mit einem Krach im Hinterhaus mußte sich das Berliner Amtsgericht in der Verhandlung gegen die Eheleute A. beschäffigen, denen gefährliche Körperverletzung zur Last gelegt wurde. Wie so oft, so hatte auch hier der Streit zwischen den Kindern der Parteien dazu geführt, daß sich die Alten in die Haare gerieten. Ingrid, das achtjährige Töchterchen der Angeklagten, rannte sich häufig mit der zehnjährigen Christa A. von nebenan, und es war einmal sogar dazu gekommen, daß die Eltern bei beiden Christa eine Verwundung erlitten mußten. Aber der Konfliktstoff war damit keineswegs ausgeräumt. Ende April plagte die Bombe. Die beiden Kinder hatten sich wieder einmal herumgestrampelt, und die kleine Christa sollte bei dieser Gelegenheit Frau A. mit „alte Biere“ tituliert haben. Frau B. schimpfte über die „unerzogene Zöhre“, die nachher A. fühlten sich „auf den Schlipps gestiegen und der schäbige Krack war wieder im Gange. Als dann der Ehemann B. von der Arbeit nach Hause kam und ihm von seiner besseren Hälfte der Kopf gehörig warm gemacht worden war, ging der Tanz von neuem los. B. küßte wutentbrannt hinterher zur Nachbarwohnung, und als A. öffnete, packte er ihn sofort am Schlafkissen und zog ihn auf den Flur hinaus. Um ihn „nur zur Rede zu stellen, wie er vor Gericht sagte. Dieses „zur Rede-Stellen“ entwickelte sich hartnäckig, wie bei ähnlichen Fällen auch. Im An war eine gewaltige Kitzler im Gange. Frau B. und Frau A. erschienen ebenfalls auf dem Kampfplatz. Die eine mit einer Hundepfote, die andere mit einem Beifen bewaffnet. Die kleinen Klappen, aufgeregte Stimmen erdrüben und die kleine Christa hülflos heulend die Treppen herab mit dem Rufe: „Hilfe, Hilfe, der Hund schlägt meinen Vater tot!“ — Einem beherzten Hausbesitzer gelang es schließlich, die feindseligen Nachbarn zu trennen. — „Hut Hut“, hatte er gerufen, wie er vor Gericht als Zeuge bekundete, „schämte ich euch denn nicht, in dieser ernten Zeit haut ihr euch wegen alberner Gefühigkeiten herum? Der zuerst angegriffene Nachbar A. war von dem Angeklagten und dessen Ehefrau gehörig gezeichnet worden. Es lagen bei ihm Anzeichen einer Gehirnerkrankung vor, und er hatte drei Wochen lang das Bett hüten müssen. — Das Gericht hielt das Vorgehen der beiden unbedachten Angeklagten für so schwerwiegend, daß es den Ehemann B. zu sechs Monaten und seine Frau zu zwei Monaten Gefängnis verurteilte.

Nach dem Bericht einer italienischen Zeitung verlegte ein ägyptischer Klimatologe, der seit vielen Jahren eine von ihm selbst errichtete Versuchsanstalt in Burg-el-Arab leitet, daß neuerdings die Sandstürme in der östlichen Wüste (sodmal so häufig auftreten) als ebem. Auch hat ihre Beschaffenheit außerordentlich zugenommen. Nach den von dem Klimatologen gesammelten Daten gab es früher im Jahre vier bis fünf heftige Sandstürme. Jetzt kommen alljährlich deren über 80 vor. Der Gelehrte erklärte dieses Phänomen aus den Wirbelungen der kriegerischen Ereignisse, deren Schmutz die Wüstense Wüste seit Jahre lang war. An den Fronten gingen beständig Ausgrabungsarbeiten vor sich, teils zum Schutz der Truppen selbst, teils zur Bedeckung der Leichname und Panzerwagen. Dadurch wurden ungeheure Sandmassen in Bewegung gesetzt, und diese werden jetzt die Beute des leichtesten Windes. Nicht zu vergessen ist auch, daß das ununterbrochene Rollen der motorisierten Fahrzeuge den schweren Schlamm in feinsten Staub weitgehend aufwirft.

Kürzlich besuchte ein durchaus ebendaz und bereits nahe der Fünftzig-jährigen, schwedischer Kaufmann in Stockholm ein Sabaret. Auf der Bühne trat auch eine Etche, nichtig gefleischte Artisten auf, die etliche Kunststücke vorführte und nachher im Publikum ersehene, um Postkarten zu verkaufen. Der Geschäftsmann, erhaben gerührt von der feinsten Anmut des winzigen Geschöpfes, zog dieses auf den Schoß und drückte ihm einen väterlichen Kuß auf die Lippen. Worauf die kleine Dame ein Patergebet erhob, gellend um Hilfe rief und behauptete, man wolle ihre Weiblichkeit und Tugend verletzen. Erst jetzt erkannte der „Willetäter“ zu seiner ehelichen Beschäftigung, daß das hübsche Kind eine Allpunterin in den besten Jahren war, die es aber verstand, sich durch Kleidung und Auftreten das Ansehen einer Gesangsängerin zu geben. Die entzückten Entzückungen des betroffenen Mannes vermochten das steinerne Herz der entzückten Frau nicht zu rühren. Sie zitierte den Sinder vor den Rabt und verlangte einen Schadenersatz von 10000 Kronen, da man ihr als einer anständigen Dame wider Willen einen Kuß gekostet habe. Alle Vorstellungen des Richters vermochten nicht die Allpunterin zu einem Vergleich zu bewegen. Offenbar glaubte sie, hier eine einmalige und glänzende Gelegenheit gefunden zu haben, sich für etliche Zeit zu amüsieren. Da das Gericht sich aber selbst nicht ganz klar werden konnte über die gefühligen Beziehungen aus diesem Vergehen, vertagte es die Sitzung, um zunächst einmal das Gutachten von Sachverständigen einzuholen. Einige Reugier erweckt jetzt überall die Frage, aus welchen Kreisen die Behörde die für dieses Gebiet zuständigen Experten heranziehen will.

Der Ehrentempel / Von Josef Robert Harrer

Es war ein schöner Märztag des Jahres 1741; ein Freudentaumel hatte die Stadt Wien ergriffen. Einer rief es dem anderen zu: „Ein Sohn ist es! Unsere Kaiserin hat einen Sohn bekommen! Josef soll er heißen!“

Die Wiener gingen mit großer Liebe an ihrer jungen Kaiserin Maria Theresia. Daß sie durch die Geburt eines Thronfolgers beglückt worden war, bedeutete auch für die Wiener Freude und Glück.

Auch Anton Krogbauer, ein echter Wiener, hörte die Kunde. Als er mit der üblichen Verpötung zum Mittagessen heimkam, freute er sich, daß er diesmal der drohenden Miene der gestrengen Gattin mit einer Freudenbotschaft begegnen konnte. Raschend rief er:

„Liebste Leopoldine, heute darfst du nicht schimpfen! Heute bringe ich eine schöne Neuigkeit! Unsere Kaiserin hat einen Sohn das Leben geschenkt! Ganz Wien ist auf den Beinen!“

„Noch immer kein Grund, das Mittagessen anzubrennen zu lassen! Ja, du benützt eben alles zu einer Ausrede! Heute ist es der Thronfolger und morgen...“

„Morgen? Natürlich wieder der kleine Thronfolger, der einmal, wenn alles gut geht, Kaiser Josef II. heißen wird! Da muß ein Wiener doch heute und morgen und übermorgen vergessen, auf die Uhr zu schauen! Ich verstehe dich nicht, liebe Frau, daß du nicht auch vor Freude einen Sprung machst!“

Sie hätte die Gattin einen Sprung getan, aber zum Besen, um ihn auf dem Rücken des Gatten tanzen zu lassen. Ja, so war die Leopoldine Krogbauer, und deshalb erreichte Anton auch nicht, daß er der öffentlichen Freude des Volkes einen friedlichen Tag im Heime verdanken konnte. Er schüchelte Leopoldine nicht noch mehr zu reizen. Den ganzen Nachmittag über machte er sich so wenig wie möglich bemerkbar; denn er hatte für den Abend eine Zusammenkunft mit Freunden vereinbart, um den kaiserlichen Sohn bei etlichen Gläsern Wein hochleben zu lassen. Anton grübelte, wie er es anstellen sollte, daß ihm Leopoldine die Erlaubnis zum Wirtshausbesuch geben würde. Erlaubnis hin, Erlaubnis her, dachte er, heute will ich einmal Herr im Hause sein! ...

Nach dem Nachtisch holte Anton Hof Klem; dann sagte er:

„Liebe Leopoldine, ich kann mich natürlich heute nicht vor den Freunden blamieren! Sie werden alle in der Goldenen Angel sein und den Ehrentag Wiens feiern. Als guter Patriot und Wiener kann ich da...“

„Als guter Patriot hast du vor allem der Gattin nachzugeben! Heute ist kein Wirtshausbesuch! Heute bleibt du schön daheim!“

„Aber, beste Leopoldine, vertrittst du denn nicht, daß wir dem kleinen kaiserlichen Sohne zum Wohl...“

„... einmal brav ins Bett gehen wollen, ja! Und nun Schlaf, kein Wort mehr davon!“

Ehe Anton noch recht überlegen konnte, wie er seine Gattin doch noch überreden könnte, war sie schon zu seinem Kopf hingeküßt und hatte die Geldtasche herausgenommen. Dann warf sie ihm den Kopf hin.

„Sol“ rief sie lächelnd. „Zieh nur den Rock an und geh ins Wirtshaus! Aber unterfahre dich, Geld zu bergen oder schuldig zu bleiben!“

In Anton lockte es. Er biß die Zähne aufeinander, zog den Rock an, nahm seinen Hut und ging. Raschende Menschen belebten die abendlichen Gassen. Traurig schick Anton zur Goldenen Angel; er wollte wenigstens von der Straße aus sehen, wie sich die Freunde beim Weine vergnügten. Wie staunte er aber, als er keine drei Gänge im Wirtshaus hoden sah, und das waren Fremde. Und still war es drinnen wie in einem Krauerhaus. Kopf schüttelnd ging Anton weiter, er ließ sich von der Menge treiben, die in die innere Stadt strömte. Das Abendrot loderte wie ein Freudenfeuer über den Häusern, als er sich dem Graben näherte.

Ein richtiges Volksfest, dachte Anton, als er durch den Graben ging. Und kein Tropfen Wein! Konnte man denn in Wien lustig sein, wenn der Wein fehlte?

Er bog in den Graben ein. Da blieb er erstaunt stehen. Vor dem Kirschenhaus hatte man einen prunkvollen runden Tempel errichtet. Auf zwei Ecken des Tempels standen Musiker und machten Freudenmusik. Die Häuser ringsum waren beleuchtet. Ehe noch Anton alles übersehen konnte, wurde er von der nachdrängenden Menge weitergeschoben. Da sah er Leute, die Krüge und Holz-

gefäße trugen; viele hatten die Gefäße an Stangen befestigt und schlangen sie lachend über ihren Köpfen.

„Was ist denn das Ins?“ fragte er seinen Nebenmann. Dieser erwiderte:

„Geben Sie denn keine Augen im Kopf? Dort vor dem Ehrentempel steht ein kleines Denkmal, ein Geld neben einem Drachen! Und aus dem Maul des Drachens, nun, sehen Sie nicht?“

„Doch, ich sehe, daß aus dem Drachensmaul wie bei einem Springbrunnen zwei Wasserstrahlen spritzen!“

„Wasserstrahlen? Aber, mein Lieber, haben Sie nicht gehört, was nachmittags in Wien ausgetromelt worden ist? Aus Freude über die Geburt eines Sohnes spendet die edle Kaiserin uns Wienern Wein und Speisen! Das dort sind keine Wasserstrahlen, das ist Wein, echter Wein, roter und weißer!“

Da begriff Anton Krogbauer. Da er kein Gefäß bei sich hatte, rief er seinen Hut vom Kopf, er drängte sich vor, er hielt — wie es auch andere taten — den Hut hoch, während er sich, auf den Lebensspiken stehend, ausstreckte. Schon füllte sich der Hut mit Wein. Anton ließ sich den Hut mehrmals füllen. Und rings war Lachen und Musik und Freude.

Am glücklichsten aber war Anton. Er hatte den häuslichen Quitt vergessen. Und wenn ihm auch bei der Heimkehr ein Ehegatte drohte, er ludie darüber. Er hatte sich gute Stimmung angetrunken. Und er würde auch morgen und übermorgen kommen, solange bei diesem herrlichen Ehrentempel, den Wien je gesehen hatte, Wein gespendet wurde. Solange diese Quelle sprudelte, konnte ihm Leopoldine ruhig das Geld aus der Tasche nehmen.

„Noch einen Hut voll!“ rief er. „Ich muß unsere gute Kaiserin leben lassen! Und noch einen Hut voll auf das Wohl des kaiserlichen Sohnes!“

Was später war, in drei Tagen, in einer Woche, daran dachte Anton Krogbauer nicht; denn er war ja ein Wiener. Und so dielten es gar viele Besucher des Ehrentempels im März 1741.

Es tat ihm leid

Nach Burdhardt, der große Kunstgelehrte, wurde von seinen Freunden seit langem gedrängt, sich Photographieren zu lassen, aber er hatte eine starke Abneigung dagegen, seiner Person eine so große

Heimat

Von Anna Ewerbeck

Blütenbunte grüne Matten, dunkler Wald tiefe Schatten, Gärten, drin die Rosen glühn. Filigran der alten Türme, wetterhart durch tausend Stürme, Fingerzeig zum Ewgen hin.

Dorf um Dorf im Kranz der Felder, sommergrüne Buchenwälder, Helmat, schönstes Vaterland! Wie Rubinen glüht die Heide, Korn wie goldenes Geschmeide, silbern glänzt des Stromes Band.

Muttersprache, süße Laute, allen Leids, der Lust vertraute, unverloren, ewger Klang, Tief im Herzen hör ich's klingen, helle Kinderstimmen singen, Lieder, die die Mutter sang.

Bis ans Ende meiner Tage ich dich tief im Herzen trage, Heimat, köstlicher Gewinn, Bin ich doch aus dir geboren, ohne dich wär mir verloren meines Lebens tiefster Sinn.

Kuifernamkeit zuwenden. Schließlich mußte er doch zugeben. Die Freunde vereinbarten mit einem guten Photographen, damit der Gelehrte ja nicht zu hartem Brauch, eine Stunde für den großen Augenblick. Dem Photographen schärften sie besonders ein, dem alten Herrn, der sehr pinklich sei, so wenig wie möglich von seiner kostbaren Zeit zu rauben. Als die Stunde kam, erschien Burdhardt auch in dem Atelier des Photographen und sagte, er wolle sich photographieren lassen. Dieser kannte ihn nicht und sagte behauernd: „Reider ist das im Augenblick unmöglich, da ich gerade einen wickelreichten Gelehrten erwarte, den ich nicht so lange in Anspruch nehmen darf.“ „Ach, das tut mir leid“, sagte Burdhardt mit höchst befriedigter Miene, „da will ich ja nicht weiter hören...“ Und fort war er.

